Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 4 (1909-1910)

Heft: 19

Artikel: Pietät und Ehrlichkeit in der Kritik

Autor: Schmid, F.O.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748169

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

IV. Jahrgang | 15. Mai 1910 | Heft 19

Pietät und Ehrlichkeit in der Kritik.

Von F. O. Schmid.

Aus der verdämmernden Welt ferner Kinderzeit steigt, wie ich diesen Titel niederschreibe, ein längst verklungenes Märchen in meiner Erinnerung wieder empor. Ich glaube, der große Andersen, der der Scheherezade tiefgründige Weisheit aus den tausend und ein Nächten noch zu übertrumpfen wußte, erzählte den hübschen Stoff, aus dem dann später der reimgewandte Ludwig Fulda eine wie Zuckerwasser auf das harmlose Gemüt wirkende Komödie gemacht hat. Lebte da nämlich irgendwo in der Welt ein Kaiser. Ob er ein Zeitgenosse Caligulas, des Germanikus und der Agrippina blutrünstigem Sohne war; ob ihn mit Cola Rienzi, dem von Bulwer, Mosen und Richard Wagner Besungenen, eine innige Freundschaft verband, oder ob vielleicht gar über seinem Haupte der gleiche Himmel strahlte wie über dem vierzehnten Ludwig, dem Roi de soleil, wiewohl es dieser seit seinem undemokratisch frechen Ausspruch: „L'état c'est moi" gar nicht verdiente, — dies alles entzieht sich meiner Kenntnis. Aber jedenfalls hatte er mit diesen dreien die weitverbreitete Krankheit des potenzierten Größenwahns gemeinsam, der vor dem Wahne in Schillers „Bürgschaft" das voraus hat, daß er nicht leer ist, sondern das Gehirn mit bis an des Himmels Wölbung hinaufschwindelnden Gedanken und einem phantastischen Glauben an seine eigene Menschlichkeit, an die Göttlichkeit dieser „Quintessenz vom Staube" erfüllt. Dieser Kaiser war nämlich so keck, seinen braven Untertanen und Steuerzahlern vorzulügen, daß ihn die herrlichsten Gewänder schmückten. In Wirklichkeit aber war er nacket wie Adam und Eva vor der ominösen Apfelgeschichte und schämete sich nicht. Aber da er ein Kaiser war, und man an einem Kaiserwort nicht dreh'n und deuteln soll, so machten die Höflinge und Schranzen und übrigen Untertanen den Rücken nochmals so krumm wie sonst und glaubten es mit einem Glauben, wie solcher in- und außerhalb Israels noch nicht erfunden ward. Und wer weiß, vielleicht hätte sich infolge der Ehrfurcht vor dem geheiligten Worte des Herrschers und dem Herdeninstinkt so vieler Untertanen, zum Entsetzen aller Braven und zur Freude aller an der Lehre Epikurs festhaltenden Kinder der Welt, eine Nacktkultur entwickelt, gegen die selbst die am wenigsten anhabende Vertreterin

der Berliner und Wiener „Schönheitsabende“ das verschleiertste Bild zu Saïs gewesen wäre. Doch das Unglück schreitet bekanntlich schnell und tauchte diesmal in der Gestalt eines kleinen Jungen auf. Jugend hat, wie man weiß, keine Tugend, und weder größenwahnsinnige Potentaten, noch kaiserliche Unterhosen, die gar nicht vorhanden sind, sind ihrem Herzen heilig. Als daher der Monarch in den erdichteten Gewändern und dem schön erlogenen Faltenwurf einherging, da rief ein kleiner Junge ganz laut: „Aber er hat ja gar nichts an!“ Und vor der simplen Ehrlichkeit des Kindes mußten die lobhudelnden Schmeichler und Höflinge verstummen, und die ganze erlogene Herrlichkeit sank wieder in ihr armsäliges Nichts zurück.

Eine lehrreiche Geschichte, nicht wahr? Eine Geschichte, deren tiefgründige Wahrheit auch heute noch sich mit jedem neuen Tag neu erweist: Die Wahrheit von der Lächerlichkeit der kritiklosen Verhimmelung und Vergötterung einzelner Sterblicher, ihrer Gedanken, Worte und Taten. Je höher die Stellung ist, die ein Mensch in der Welt einnimmt, je mehr Geltung sein Name bei der großen Menge hat, desto mehr wächst im allgemeinen die Ehrfurcht oder auch nur die Furcht vor ihm, um so mehr werden alle Äußerungen seines Seins kritiklos bestaunt und beschwatzt. Da sitzt er nun hoch oben auf seinem Throne, auf den die Menschen ihn gestellt haben, „und was er sinnt, ist heilig, und was er spricht, ist gut,“ während der Weihrauch in dichten feierlichen Wolken zu ihm emporsteigt, so daß er sich zuletzt oft selbst nicht mehr zu erkennen vermag. Denn — es wurde hier schon des öftern darauf hingewiesen — welcher Sterbliche wäre stark genug, nicht alles, was er denkt, schreibt und spricht, mit unverhohlener Bewunderung zu betrachten, wenn er an allen Ecken und Enden zum Gotte ausgerufen wird und sein Bild vielleicht gar in der „Woche“ des vom deutschen Kaiser durch viele Orden und ein Abonnement ausgezeichneten Herrn Scherl gestanden hat! Aber, wie schon Desdemona gewußt hat, sind Menschen nicht Götter! Jeder, auch der Größte nicht ausgenommen, hat Zeiten, wo die Gunst der Stunde nicht über ihm ist, und nicht immer ist die Selbstkritik stark genug, die Kinder einer zu früh in die Wehen geratenen Muse zu unterdrücken. Hier nun eine reinliche Scheidung vorzunehmen, ist unbedingte Pflicht des Kritikers, dem es wirklich ernsthaft um die Kunst zu tun ist und der aus seinem Herzen keine Mördergrube machen will. Gewiß, Alter und Verdienst legen bestimmte Rücksichten auf, und daß man in dieser Beziehung in der allzu doktrinären und rücksichtslosen Verfechtung gewisser Meinungen und Grundsätze hin und wieder ungerecht sein kann, weiß ich aus eigener Erfahrung. Aber immerhin besteht denn doch noch ein himmelweiter Unterschied zwischen dieser Rücksichtnahme und der namentlich auf literarischem und künstlerischem Gebiet so oft auftretenden Forderung vieler Leute, ein bedeutender Mensch dürfe

überhaupt nicht kritisiert werden, wobei sie diese seltsame Forderung mit dem schönen Wort „Pietät“ begründen. Es sind neben blutjungen Anfängern und lyrischen Jünglingen, die den Mangel an eigenem Talent dadurch zu ersetzen suchen, daß sie sich in den Schatten eines Größeren stellen, meistens die guten Freunde und Verehrer der betreffenden künstlerischen Persönlichkeit, die entweder aus kritikloser Parteigängerschaft oder dann aus ehrlicher, aber ebenso kritikloser Begeisterung heraus sich über jedes auch noch so sachliche Urteil entrüsten, das nicht in das laute Posaunengetön der ihren Herrn lobpreisenden Schriftgelehrten und Propheten einstimmt. Diese Leute wissen zwar in der Regel sehr wohl, daß die Kunst ihrem tiefsten Wesen nach auf nichts anderem beruhen kann als auf der Wahrheit, daß also die ehrliche Kritik ein unbedingtes Erfordernis ist. Sie finden es auch ganz in der Ordnung, wenn andere, mögen sie auch noch so bedeutend sein, kritisiert werden, und wenn es recht scharf geschieht, so haben sie wohl gar noch eine kannibalische Freude daran. Für sie gibt es eben zweierlei Kritik. Die eine für ihre Lieblinge, die andere für die — andern. Ob die komische Inkonsequenz, die hierin liegt, ihnen nicht auffällt, ob ihnen nicht selbst manchmal vor der Gottähnlichkeit ihrer Schützlinge bange wird, weiß ich nicht. Aber das weiß ich bestimmt, daß mit einer solchen einseitigen Verhimmlichung und Aufloberei weder dem Betreffenden noch viel weniger der Allgemeinheit ein Dienst geleistet wird. Denn gerade diese unbedingte Parteigängerschaft ist der beste Rückhalt für das der Kunst in jeder Beziehung so schädliche Cliquen- und Parteiwesen. Es wurde hier auch schon betont, und ich möchte es mit Nachdruck wiederholen, warum in dieser Beziehung auch bei uns nicht überall die Hände in Unschuld gewaschen werden können: „Es sind in erster Linie die durch die Kleinheit der Schweiz bedingten engen Verhältnisse, in denen wir leben. Man sitzt zu nah aufeinander, ist zu sehr aufeinander angewiesen, als daß die persönliche Unabhängigkeit immer gewahrt bliebe. So wird denn vielfach gerade unser künstlerisches und literarisches Leben von dem schönen Grundsatz regiert: „Gibst du mir die Wurst, so lösch' ich dir den Durst“, und wir haben gar keine Ursache, mit Pharisäermiene auf die Koteriewirtschaft Deutschlands, Österreichs und namentlich Frankreichs hinzuweisen und gesittet pfui zu sagen. Das Aufloben von direkten Nichtigkeiten um rein persönlicher Freundschaften willen, das Verfälschen und Verwischen von längst feststehenden ästhetischen Grundsätzen aus der gleichen Ursache, das Totschweigen von Leuten, die nicht „in dem Ding“ sein wollen oder ihr halb oder ganz anonymes Angeifern durch literarische Strauchritter und Federbanditen, das kommt auch bei uns alle Tage vor. Diese „Gegenseitigkeit“ ist denn meiner Ansicht nach auch der Grund, warum der einheimischen Produktion vielfach gerade von den gebildetsten Leuten ein so

großes Mißtrauen entgegengebracht wird und das Evangelistenwort vom Propheten in seinem Vaterlande nur zu sehr seine Berechtigung erhält. Denn wenn diese Leute, die sich ihr gesundes Urteil und ihre eigene Meinung durch keinerlei Autoritätenglauben trüben lassen, sehen, wie ein offenbares Nichts zu einem Etwas emporgelobt wird, wie skrupellos oft die Grenzlinien zwischen Dilettantismus und echter Kunst verwischt werden, so ist es ganz natürlich, wenn sie mißtrauisch werden. Unter diesem Mißtrauen und der daraus resultierenden Voreingenommenheit, hat dann auch das Echte und Wahre schwer zu leiden, das ja sowieso bei der großen, trägen Masse sich viel schwieriger durchzusetzen vermag, als die stets nur an der Oberfläche vergnüglich plätschernden Götter ihrer Gunst, die freilich nicht mehr als Götzen sind und von der Gottheit nur den Schein und die Maske borgten. Keller und Meyer, Gotthelf und Böcklin, die eigensinnig genug waren, selbständige Menschen zu sein, und das auch zum Ausdruck brachten, haben's bitter genug erfahren."

Ein jüngerer schweizerischer Schriftsteller sagte mir vor längerer Zeit nach einem für ihn nicht besonders erfolgreichen Theaterabend und einer zum größten Teile noch stärker ablehnenden Kritik: „Nun pfeife ich auf die Überzeugung; nun treibe ich auch Kunstpolitik!" Als ich ihn fragte, was er darunter verstehe, meinte er: „Was mich lobt, das lob' ich wieder, sei es nun gut oder schlecht!"

Kunstpolitik! Ein schönes Wort, nicht wahr? Und ein schöner Standpunkt solcher und ähnlicher Leute. Da stehen sie nun und lügen einander ins Ungemessene empor und haben nur ein mitleidiges Lächeln für das Wort, das der große Brite dem Sohne eines Königs in den Mund gelegt hat: „To be honest, as this world goes, is to be one man picked aut of ten thousand". Alles, was sie wollen, daß die Leute ihnen tun sollen, das tun sie ihnen. Das ist ihr Gesetz und die Propheten, und wer dieses Gesetz am skrupellosesten auszulegen versteht, der ist der Größte im Himmelreich der lobpreisenden Brüderschaft. Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge mag ihnen dafür Lob zugerichtet werden. Nicht aus dem ernster Männer und Kritiker, die trotz allem glücklicherweise auch bei uns noch in der Mehrzahl sind. Und nicht verlangen sollen diese behenden Schwarzkünstler, daß das gebildete Publikum ihnen auf den gewundenen Pfaden ihrer Kunstpolitik folgt. Sich nicht verwundern, wenn es ihrer etwas schmierigen Fährte die Gefolgschaft weigert und in der Entrüstung — wie oben schon angedeutet wurde — die Spreu mit dem Kern verwirft.

Eines der charakteristischesten Merkmale dieser Kunstpolitik-Kritik ist dann auch der Ton, womit diese Leute einander beweihräuchern und die Produkte jedes Viertel- und Zehnteltalentchens bis zu den Sternen emporheben. Die Phrase feiert hier ihre tollsten Orgien, und Wort und Begriff werden in plattester Verallgemeinerung zur abgegriffensten

Scheidemünze heruntergewürdigt: Großartiges Meisterwerk . . . geniale Tat . . . neuer Schönheitskünder . . . Mann der Zukunft . . . göttliches Talent . . . wundervoll . . . herrlich . . . noch nie dagewesen . . . jeder muß das gelesen haben . . . immer herrrreinspaziert, meine Herrschaften . . . immer herrrreinspaziert in den billigen Bücherladen für Bildung und Kunst!

Man muß sich solchen Elaboraten gegenüber nur immer wieder darüber verwundern, wie ungeheuer geduldig Druckerschwärze und Holzpapier sind, daß sie so etwas über sich ergehen lassen. Und statt jeder weiteren Betrachtung sei es gestattet, die klugen Worte des unlängst verstorbenen Otto Julius Bierbaum über dieses Thema zu zitieren, auf die, wenn ich nicht irre, schon bei ihrem Erscheinen in einer deutschen Zeitschrift Karl Heinrich Maurer in den „Basler Nachrichten" mit Nachdruck hinwies:

„Aber auch abgesehen von dieser blümeranten Nuance: Hütet Euch überhaupt etwas mehr vor den großen Worten! Wenn jede Heidelbeere als Orange proklamiert wird: was wollt ihr tun, wenn mal wirklich Orangen auf den Markt kommen? Ich fürchte sehr, daß die dann Heidelbeeren genannt werden.

Das gilt auch von den Herrlichkeiten der künftigen deutschen Schönheitsepoche selber. Wo wollt ihr den Atem hernehmen, sie gebührend bei ihrem endlichen Erscheinen zu begrüßen, wenn Ihr Eure Lunge jetzt schon so unmäßig strapaziert? Und: fürchtet Ihr nicht, auch das Herrlichste werde einmal enttäuschen, wenn Ihr die Erwartungen Eures Publikums gar so hoch spannt? Ich weiß schon: Ihr wollt die Seelen vorbereiten, wollt die Sehnsucht wecken, wollt diese Hochspannung der Gefühle erzeugen. Seid eben Propheten. Nun ja. Propheten haben sich wohl immer etwas übertrieben geberdet; und ich möchte nicht gern zu den kaltschnäuzigen Witzlern gerechnet werden, die an heiliger Inbrunst nur die manchmal etwas komische Pose sehen. Aber ich kann mir nicht helfen: wenn sich ein Spatz vor mir aufplustert, gewahre ich noch keinen Adler. Ich kann seine Anstrengung schätzen und gestehe mir gern, daß es für einen Spatzen eine Leistung ist, wenn er das Doppelte seines Volumens vortäuscht. Will auch gern annehmen, daß dieses Flügelrappeln das Symptom einer inneren Erschütterung ist. Bleibt aber doch immer die Erschütterung eines Spatzen. Der Überschwang wahrhaftiger Propheten sieht anders aus. Auch wir haben ihn erlebt. Verschiedentlich. Walt Whitman war einer; und ein anderer, größerer leuchtet aus den Blättern des Zarathustra auf. Es ist ein großes Glück und ein Ruhm unserer Zeit, daß sie mit Ehrfurcht zu lauschen versteht, wenn die Zukunft aus dem feurigen Busch des Genies tönt. Um so schauderhafter aber mutet das Gebahren der geschäftigen Kleinen an, die ein bengalisches Streichholz entzünden und sich den Anschein geben, als seien sie von seherischen Verzückungen umwabert. „Sachte! Es klemmt sich!" habe ich auf die Mappe geschrieben, in der ich solche Äußerungen aus der bengalisch beleuchteten Gartenlaube wild gewordener Philister aufbewahre".